

DER DETEKTIV

**Harald Harst
gegen
Cecil Warbatty**

- Das Löschblatt von Amritsar -

**Eine Kriminalerzählung
von
Walter Kabel**

DER DETEKTIV

Das Löschblatt von Amritsar

Eine Kriminalerzählung
von
Walter Kabel

Inhalt

1. Kapitel - Im Schlafwagen	7
2. Kapitel - Der tote Advokat	14
3. Kapitel - Als Gast Albströms	22
4. Kapitel - Die beiden Verschleierte	30
5. Kapitel - Als das Licht erlosch	37

1. Kapitel

Im Schlafwagen

Der Nachtzug Gwalior - Amritsar durcheilte ohne Aufenthalt die endlosen Ebenen des Pandschab, des Fünfstromlandes im Norden Vorderindiens. Die letzten drei Wagen enthielten nur Schlafabteile. In einer der bequemen Kabinen mit zwei Betten hatten Harst und ich uns häuslich eingerichtet, hatten soeben draußen im Gang noch eine Zigarette geraucht und uns vergewissert, dass unsere Nachbarn rechts und links zwei baumlange Offiziere der britisch-indischen Armee waren, die wir nicht weiter zu beargwöhnen brauchten.

Vorsichtig mussten wir beide stets und überall sein. Wer hinter einem Verbrecher von Cecil Warbattys Fähigkeiten her ist, tut gut, jedem Menschen gegenüber zunächst misstrauisch zu sein.

Harst gähnte, verriegelte die Tür des Abteils und begann sich zu entkleiden. Ich folgte seinem Beispiel. Ich saß auf dem Bettrand und ließ aus Ungeschick einen Stiefel fallen.

»Du machst mich noch nervöser!«, fuhr Harst sofort gereizt auf und warf mir einen bitterbösen Blick zu.

»Entschuldige«, stammelte ich. Was hatte er nur? Von einer so unliebenswürdigen Seite lernte ich ihn sehr selten kennen.

Er öffnete nun die eine Luftscheibe des Dachschatzes noch mehr und meinte dann: »Die Hitze ist unerträglich. Trotzdem werde ich wie ein Toter schlafen. Gute Nacht, mein Alter. Verzeih schon, wenn ich soeben etwas heftig wurde. Dieses schöne Land mit Warbatty als Zugabe ist das reinste Ner-

venreibeisen.«

Er streckte mir die Hand hin und kroch dann unter sein Moskitonetz und auf sein Lager.

Nachdem ich die Stoffhalbkugeln über die Deckenlampe gezogen hatte, suchte auch ich mein Bett auf. Unsere Betten standen einander an den Längswänden der Kabine gegenüber. Zwischen ihnen war ein Gang von etwa anderthalb Meter Breite.

Ich konnte nicht sofort einschlafen. Ich musste immer wieder an das denken, was unserer Verfolgung des vielfachen Mörders in Gwalior eine neue Note gegeben hatte. Warbatty sollte verheiratet sein. Dieser in seiner Art einzig dastehende Gesetzesverächter schien seine Frau aufrichtig zu lieben. Seltsame Widersprüche der Menschenseele! Derselbe Mann, der mit der Kaltblütigkeit eines über alle moralischen Bedenken erhabenen Wahnsinnigen tötete und mit dem eigenen Leben ebenso leichtfertig spielte, besaß in seinem Herzen doch noch Raum genug für edlere Regungen!

Ich blinzelte zu dem schmalen, hellen Strich nach oben, den die Stoffhalbkugeln der Lampe frei ließen. In unserem Abteil war es im Übrigen völlig dunkel. Nur dieser eine weiße Schimmer milderte die Finsternis hoch über uns in der Wölbung des Dachschachtes.

Die Räder des Wagens sangen ihr träges, einförmiges Lied; nichts anderes war sonst zu vernehmen. Wie in einem großen Käfig glitten wir in unserer Kabine über den Schienenstrang dahin.

Meine Gedanken begannen zeitweise ins Traumland hinüberzuwandern, kehrten für Sekunden zurück in die Wirklichkeit, entwischten abermals in das Phantasieland der Unwirklichkeit. In diesem Zustand des Halbschlafs war es, als

ich von Harsts Bett her ein leises Geräusch vernahm, das ganz so klang, als hätte mein Freund und Brotherr sich aufrecht gesetzt.

Ich wurde sofort munter, starrte hinein in das Dunkel und glaubte nun auch zu erkennen, dass Harst in seinem hellen Schlafanzug auf dem Bettrand zusammengeduckt hockte. Dann aber verschwamm mir infolge der Überanstrengung der Sehnerven alles vor den Augen; dann fühlte ich eine Hand, die sich leicht auf meinen Mund legte.

Harst, der nun auf dem Bastteppich vor meinem Bett kniete, flüsterte, mit dem Mund mein rechtes Ohr fast berührend: »Vorsicht! Die Geschichte hier ist nicht geheuer!«

Mir wurde noch heißer. Aber ich blieb regungslos liegen, wartete nun, was Harst weiter tun würde.

Aber ich hörte und sah nichts mehr von ihm, sah nur schräg über mir den weißen Streifen, der das polierte Holz des Dachschatzes in kleinem Umkreis glänzen ließ, hörte nur das Rollen der Räder und das feine Singen des Blutes in meinen Ohren.

Dann von der Tür her ein leises Knarren.

Sollte jemand eindringen wollen? Meine Rechte tastete sogleich unter das Kopfkissen, bekam den Revolver zu fassen. Wieder wartete ich. Nun nichts Verdächtiges mehr – nichts! Aber gerade diese Stille war schwerer zu ertragen als alles andere. Meine Stirn troff von Schweiß. Ich öffnete das Moskitonetz, fasste mit der Linken hindurch, fühlte, ob Harst noch dicht vor meinem Bett sei. Nichts – nichts!

Ich hielt es so nicht länger aus, kroch mit dem Oberkörper, die Beine auf meinem Lager lassend und mich auf die Hände stützend, halb bis zu Harsts Bett hin und fuhr mit der Rechten über seine Kissen.

Leer – leer! Und vorhin das Geräusch an der Tür. Ich wusste Bescheid. Er hatte sich heimlich aus dem Abteil geschlichen. Aber wohin? Zu welchem Zweck?

»Die Geschichte hier ist nicht geheuer!«, hatte er mir zugeflüstert. Also war er nun wohl auf dem Weg, das, was seinen Verdacht erregt hatte, näher aufzuklären.

Nun, er sollte dabei Gesellschaft haben! Er hatte mir nicht verboten, ihm zu folgen. Ich erhob mich ebenso leise und fand die Schiebetür, die er nur immer in Millimetern ruckweise geöffnet haben konnte, noch handbreit offen.

Im Gang des Schlafwagens brannte eine einzelne Lampe unter Milchglocke etwa vier Meter rechts von mir. In diesem Halbdunkel gewahrte ich sofort jenseits des matten Lichtscheins eine Gestalt: Harst im Schlafanzug! Er stand tief gebückt vor einer Kabinentür und hatte den Kopf an das Holz gelehnt.

Ich glitt die wenigen Schritte schnell entlang, war nun neben ihm. Er wandte nur etwas den Kopf, winkte mit der Hand, richtete sich nach ein paar Minuten auf und zeigte auf eine bestimmte Stelle der Türfüllung links vom Schloss.

Ich beugte mich tiefer, hatte nun ein winziges Loch bemerkt und spähte hindurch.

Vor dem länglichen Tischchen einer sogenannten Luxuskabine saß eine Frau, ein junges Weib in heller Seidenbluse mit kastanienbraunem gescheitelten Haar. Das Profil war von klassischer Schönheit. Die langen Wimpern die starken Brauen und ein Paar etwas zu volle Lippen fielen besonders auf.

Die Frau hatte die Arme auf das Tischchen gestützt und hielt in den Händen ... ja ... was war es wohl? Was?

Ah, ein Löffel mit zersetzten Rändern, ein bekleckstes,

schmutziges, rosa Löschblatt von der Größe einer Schreibunterlage!

Die junge Frau starrte auf dieses nichtige Ding hin, als gäbe es darauf sehr Wichtiges zu lesen. Wie eine Statue saß sie da. Zwischen den Wimpern drängten sich nun ein paar Tränen hervor.

Ich begriff nicht, weshalb Harst diese Frau beobachtete. Ich hatte sie noch nie gesehen. Sie wäre mir aufgefallen. Ein Gesicht von solcher Schönheit übersieht man nicht.

Harst schob mich nun beiseite, deutete mit der Hand zu der Ganglampe hin, machte die Bewegung des Ausdrehens.

Ich gehorchte. Die Milchglocke ließ sich herabklappen. Die elektrische Birne darunter brauchte ich nur ein paarmal nach links zu drehen, dann war die Stromleitung unterbrochen.

Die glühenden Fäden erloschen.

Ich tappte vorsichtig zu Harst zurück.

Der flüsterte nun: »Der Schaffner schläft vorn im Wagen in seiner Kabine. Er hat Licht brennen. Sobald er sich regt, warne mich.«

Eine volle Stunde stand ich dann dort Posten. Der Schaffner hatte die Tür nur angelehnt und saß auf seiner Bank mit ausgestreckten Beinen und auf die Brust herabhängendem Kopf. Er schnarchte und war ungefährlich.

Dann kam Harst mich holen. Er hatte das Licht im Gang wieder eingeschaltet, raunte mir triumphierend zu: »Ich hab's!« Er eilte mir voraus in unser Abteil.

Hier klappte er die Stoffhalbkugeln der Lampe hoch, kletterte auf sein Bett, schloss die Luftscheiben ganz fest, setzte sich dann auf seinen Bettrand, fasste in die Jacke seines Schlafanzugs hinein und reichte mir das bekleckste rosa Löschblatt.

Seine Augen waren dabei halb zugekniffen, aber sie funkel-

ten vor Genugtuung. Um seinen Mund spielte ein besonderes Lächeln.

Ich besah mir das Löschblatt ganz genau. Ich hielt es so, dass auch Harst es gleichzeitig betrachten konnte.

Links oben waren die Reste eines länglichen schwarzen Stempelaufdrucks zu erkennen. Ich entzifferte unschwer, das Fehlende ergänzend: *Post- und Eisenbahnabteilung. Öffentliches Eigentum!*

Im Übrigen war an dem starken Löschblatt nichts Besonderes zu entdecken. Es war ohne Frage eine Schreibunterlage aus dem Schalterraum eines englischen Postamtes.

»Nun?«, fragte Harst.

Ich gab meine Weisheit zum Besten: Schreibunterlage ... Postamt.

»Hm!«, meinte Harst. »Etwas wenig bei der Fülle von Auffälligem.«

Ich bin ehrgeizig. Also besichtigte ich das Ding nochmals von beiden Seiten. Leider blieb es nur ein bekleckstes Blatt, auf dem offenbar recht viele Schriftstücke getrocknet worden waren und ihre Tintenspuren zurückgelassen hatten, sodass die Mittelstücke auf beiden Seiten wie große dunkle Flecke aussahen.

Ich gab es Harst achselzuckend zurück. »Ich vermag wirklich nichts zu entdecken ...«

»Und doch muss etwas zu entdecken sein!«, flüsterte er. »Ohne Grund wird die Kastanienbraune das Löschblatt kaum wie eine geheimnisvolle Zeichnung studiert haben. Ohne Grund stiehlt Harald Harst keine Löschblätter aus einer Handtasche aus einer verschlossenen Luxuskabine.«

Er bot mir aus seinem Zigarettenetui eine seiner immer spärlicher werdenden Mirakulum-Liebliche an, hielt mir

das Feuerzeug hin und paffte dann mit Wohlbehagen die ersten Rauchwölkchen in die Luft.

»Das Feuer läutert alles«, gab er mit jener lebenswürdigen Überlegenheit von sich, die bei ihm den Verdacht der Wichtigtuerei von vornherein ausschließt. »Ein scharfer Holzbohrer arbeitet, mit Speichel angefeuchtet, lautlos. So entstand das Löchlein in der Kabinentür der Miss Lizabet Doogston. Ein zweites Löchlein genügte, den Riegel mit der Spitze des Bohrers zurückschieben zu können. Sie schlief fest, die kastanienbraune Miss. Sie wird sehr unangenehm überrascht sein, wenn sie bei der Ankunft in Amritsar den Verlust bemerkt.«

»Glaube ich gern!«, sagte ich. »Zunächst aber: Wie bist du denn in aller Welt auf sie aufmerksam geworden?«

»Im Speisewagen, als wir die tadellosen Hammelrippen vom Rost aßen. Sie saß mit dem Rücken nach uns hin am dritten Tischchen, dicht verschleiert ...«

»Ah, nun besinne ich mich. Sie kam an uns vorüber, als wir ...«

»Ja, und sie hatte eine Handtasche aus Krokodilleder, hatte darin einen Taschenspiegel, den sie scheinbar ohne Absicht so aufbaute, dass sie mit einem Herrn, der durch den Gang getrennt neben uns saß, sich durch bestimmte Zeichen verständigen konnte; sehr raffiniert ausgeklügelte Zeichen beim Essen, so zum Beispiel kleine Schlucke Wein, Heben von Messer und Gabel, Zerknicken von Zahnstochern und so weiter. Es war eine recht eigenartige Telegrafie, aber Telegrafie war es bestimmt und der Herr neben uns ...«

»... war groß und breitschulterig, hatte Blatternarben und viele Brillantringe«, vollendete ich. »Ich schätze auf einen Norweger oder Schweden.«

»Ganz recht. Jedenfalls genügte mir das Beobachten, die Kastanienbraune aufs Korn zu nehmen.«

»Augen hast du, Augen!«

»Zum Glück bessere als du, lieber Alter. Sonst würden unsere sterblichen Überreste wohl längst irgendwo ...«

2. Kapitel

Der tote Advokat

Das Aufkreischen der sich an die Räder anschmiegenden Bremsen ließ Harst verstummen. Wir schauten uns vielsagend an. Der Zug fuhr langsamer, hielt mitten in einer unwegsamen Wildnis.

Harst war im Nu in den Beinkleidern, zog sich notdürftig an. Ich beeilte mich genauso. Wir traten in den Gang hinaus, liefen nach vorn, kamen in den zweitletzten Wagen, fanden hier den Zugführer, zwei Schaffner und zwei Reisende in erregtem Gespräch vor einer Kabinentür stehen.

Man teilte uns mit, dass in diesem Schlafwagenabteil Nr. 9 vor wenigen Minuten ein Schuss gefallen sei. Daraufhin hatte Master Halborne, der Inhaber von Nr. 8, die Notleine gezogen.

Harst schob den Zugführer, der abermals gegen die Tür mit der Faust donnerte, zurück und holte seinen dünnen Bohrer hervor.

»Ich verstehe mich auf solche Dinge«, meinte er zu dem verdutzten Beamten.

Der Riegel war bald zurückgedrückt. Harst öffnete die Schiebetür.

Nr. 9 war ebenfalls eine Luxuskabine. Das Licht darin war nicht abgeblendet. Wir alle sahen gleichzeitig auf dem Bett unter dem Moskitonetz einen Mann in einer Stellung liegen, wie sie kein Schlafender einnimmt.

»Schicken Sie die Neugierigen weg«, raunte Harst dem Zugführer, einem kleinen, hageren Engländer zu. »Ich bin Detektiv. Der Mann dort ist ermordet und beraubt worden.«

Gegen Harsts bestimmte Art wehrt sich niemand. Es ist eben die Macht der Persönlichkeit, die ihm Gewalt auch über Wildfremde gibt. Der Zugführer gehorchte.

Wir drei waren dann allein mit dem Toten. Harst hatte hinter uns und dem Beamten die Tür zugeschoben. Inzwischen hatte ich bereits bemerkt, dass der auf dem Bett Liegende an der Stirn eine kleine Wunde hatte und am Fenster am Boden ein offener Koffer stand, dessen Inhalt daneben ausgestreut war.

Der Zugführer ließ Harst auch weiterhin in allem freie Hand. Er war offenbar an derlei Vorkommnisse nicht gewöhnt und nun völlig ratlos.

Harst musterte noch immer von der Tür her den kleinen Raum, deutete nun auf das Fenster und sagte: »Von dort ist der Mörder eingedrungen. Die Vorhänge sind nicht angeknöpft.«

Dann beugte er sich über den Toten, fühlte ihm nach dem Puls, nickte kurz, ging zum Fenster und hob vom Boden zwischen Wäschestücken eine Aktentasche auf, besichtigte deren Inhalt und erklärte: »Advokat Howard Austin Stelton aus Lahore.«

Der Zugführer fragte kläglich, was er wohl tun solle. Länger dürfte der Zug nicht halten. Sonst gäbe es eine zu große Verspätung.

»Lassen Sie nur weiterfahren«, meinte Harst. »Wir erledigen auch so das Nötige.«

Der Beamte war froh, dass er die Kabine für ein paar Minuten verlassen konnte.

Harst winkte mir vom Fenster her, zeigte auf ein blendend weißes Oberhemd, auf dessen Hemdbrust sich undeutlich der Abdruck eines kleinen Stiefels abzeichnete. Das Hemd hatte der Mörder in seiner Hast aus dem Koffer ebenfalls auf den Boden geworfen und war dann darauf getreten; vielleicht, ohne dies selbst zu ahnen.

Harst hob das sauber gefaltete Oberhemd auf und betrachtete den Abdruck, der in Form von feinen Knüllen entstanden war.

»Na, mein Alter?« Sein fragender Blick forderte von mir eine Erklärung über diese Spur.

»Der Größe nach ein Frauenschuh, denn ein Kind kommt als Mörder nicht in Betracht.«

Er nickte und sagte: »Wie wäre es mit der Kastanienbraunen, lieber Schraut?«

Der Zugführer erschien wieder. Gleichzeitig ruckte der Wagen an. Wir fuhren weiter.

»Ich rate Ihnen, sich eine Dame näher anzusehen, die in Abteil Nr. 3 im letzten Wagen untergebracht ist«, erklärte Harst dem Beamten.

Dieser hatte sich nun an den Anblick des Toten etwas gewöhnt.

»Verzeihen Sie, Master«, meinte er. »Dürfte ich Ihren Namen erfahren? Sie sagten, Sie seien Detektiv. Vielleicht zeigen Sie mir auch Ihren Ausweis. Ich sprach soeben im Gang draußen mit Chefingenieur Albström von den Eisenbahnwerkstätten in Amritsar. Er warnte mich. Ich kenne Sie nicht,

Master. Und ich ...«

»Ich bin ein Deutscher namens Harst – Harald Harst«, fiel ihm mein Freund ins Wort. »Vielleicht genügt Ihnen der Name.«

Er genügte. Der Zugführer dienerte vor Unterwürfigkeit. »Ich wäre Ihnen überaus dankbar, Master Harst, wenn Sie mir ...«

»Schon gut. Kommen Sie.«

Der Gang war leer. Nur am Ende des Wagens stand ein Schaffner, der nun vor Nr. 9 Wache halten musste. Wir blieben vor Nr. 3 stehen. Harst klopfte, klopfte immer kräftiger. Dann schob er die Tür auf. Sie war nicht verriegelt gewesen. Die Luxuskabine enthielt jedoch nichts als einen kleinen Rohrplattenkoffer.

»Entflohen!«, meinte Harst. »Habe ich befürchtet. Sie hat den Zug auf offener Strecke verlassen, die Kastanienbraune, die sich Miss Lizabet Doogston nannte und sicher ganz anders hieß.«

»Sie kennen die Dame, Master Harst?«, fragte der Zugführer überrascht

»Wenigstens von Ansehen. Ihren Namen verriet mir ... Doch darauf kommt es hier nicht an. Ich habe noch eine zweite Person, die mir verdächtig erscheint. Im vordersten Schlafwagen in Abteil Nr. 6 ist ein ...«

Der Zugführer unterbrach Harst. »Nr. 6? Wohl ein Irrtum, Master. Dort ist unser Cheffingenieur Albröm untergebracht.«

»Natürlich, ich meinte Nr. 8«, verbesserte sich Harst schnell. »Gegen diesen Herrn von Nr. 8 können wir jedoch erst in Amritsar etwas unternehmen. Ich rate Ihnen, jetzt zunächst die Kabine des Ermordeten zu verschließen. Alles

Weitere findet sich bei unserer Ankunft in Amritsar.« Er gähnte. »Am besten, Sie verschweigen den Mord. Wozu die Fahrgäste aufregen? Schärfen Sie den Schaffnern ein, den Mund zu halten. Gute Nacht.«

In unserer Kabine nahmen wir wieder auf den Betträndern Platz. Harst hatte das Löschblatt vorhin unter das Kopfpolster gelegt, nahm es nun zur Hand und meinte, indem er mir zunickte: »Unsere Gebeine würden also längst irgendwo modern, lieber Alter, wenn ich nicht mehr sehen könnte wie zum Beispiel ... nicht etwa du, denn du bist ein ganz gelehriger Schüler gewesen, sondern als dieser Zugführer, der ein sehr harmloses Kaninchen ist.« Er hatte schon wieder eine Zigarette angezündet. Seine Laune war glänzend. Ich merkte, dass dieser Mord im Schlafwagen ihn anregte und mitteilbar machte. »Der Zugführer«, setzte er hinzu, »hätte bemerken müssen, dass ich aus des Toten Aktentasche etwas zu mir steckte. Bitte, dies hier!« Er hatte mit der Linken in die Jackentasche gefasst und hielt mir einen Kiesel von etwa Fingergliedgröße hin.

»Ein unscheinbares Ding und doch ein ungeschliffener Diamant«, erklärte er. »Die große Aktentasche dürfte noch mehr ähnliche Steine enthalten haben. Wir können also als Motiv der Tat zunächst Habgier, Eigennutz oder wie du es sonst nennen willst, annehmen.« Er ließ den Diamant wieder in die Tasche gleiten, sog den Zigarettenrauch mit dem Behagen des leidenschaftlichen Rauchers ein und brachte die glimmende Spitze der Zigarette an den Rand des Löschblattes heran, sagte lauter: »Gib acht!«

Es roch nach verbranntem Papier. Das Löschblatt war angesengt. Dann ein feines Zischen.

Nun fraß ein dünner Feuerstrich sich schnell in vielfach

verschlungenen Linien durch das Papier hindurch, wanderte eilig weiter und weiter, beschrieb Bogen und Ecken, schuf gerade Linien, bis der Feuerstrich die Ausgangsstellung wieder erreicht hatte und der Rand der Löschunterlage zu Boden fiel.

Das was Harst in der Hand behielt, war ein ganz unregelmäßig geformtes Stück Löschblatt von der Größe zweier Handflächen, war gerade am dichtesten mit den Tintenspuuren bedeckt.

»Genial«, meinte Harst. »Diesen Gedanken könnte ganz gut unser Freund Cecil ausgeklügelt haben. Wenn du, lieber Alter, vorhin das Löschblatt dir mit Polizeiaugen angeschaut hättest, wäre dir der weißliche Strich kaum entgangen, der über beide Seiten des Blattes sich hinzog. Ich ahnte, dass dieser Strich mit einer bestimmten Lösung getränkt war, die das schnelle Weiterfressen des Feuers begünstigt. Diese Löschunterlage glich also jenen Scherzartikeln, bei denen etwas Ähnliches sich abspielt und zum Beispiel der Feuerstrich schließlich eine auf Pappe gezeichnete Kanone zur Entladung bringt. Hier handelt es sich fraglos um alles andere, nur nicht um Scherz. Warum wohl? Was denkst du?«

Ich war bescheiden und begnügte mich mit einem Achselzucken.

»Du machst dir die Sache bequem, weiß Gott«, sagte Harst etwas vorwurfsvoll. »Wenn man Fantasie hat, könnte man zwischen diesem herausgebrannten Stück Löschblatt und dem Edelstein aus des ermordeten Advokaten Aktentasche leicht eine Verbindung herstellen. Indien ist berühmt wegen seiner Diamantenfundstellen. Südafrikas Minen mögen reicher sein. Die besseren Steine findet man hier. Wenn nun jemand eine solche Fundstelle entdeckt hat, wird er, falls sie

in unbewohnter Gegend liegt, sich vielleicht eine Kartenskizze herstellen, dabei aber sehr vorsichtig zu Werke gehen, damit die Skizze nicht auch anderen die Fundstelle verrät. Ein ganz Schlauer mag ein Löschblatt als Papier für die Skizze gewählt haben.«

»Ah, glänzend! Du hast Fantasie, lieber Harst!«

»Trotz aller Vorsicht des ersten Finders mag nun doch ein anderer hinter das Geheimnis gekommen sein und die Fundstelle ausgebeutet haben – etwa der Ermordete, bei dem ich ja einen ungeschliffenen Stein entdeckte und dieser nun mundtot gemachte Advokat wird vielleicht die besten Steine bei sich gehabt, der erste Finder sie ihm nun aber abgenommen haben – mit Gewalt, durch einen Mord. So kann der Zusammenhang sein, lieber Schraut, kann! Aber ich wette schon jetzt: Auch meine Fantasie reicht nicht hin, den wahren Sachverhalt auch nur zu ahnen. Wenigstens vorläufig nicht. Ich kenne eben noch zu wenige Begleitumstände dieses Verbrechens.«

Es war nun die beste Gelegenheit, auch mein Licht leuchten zu lassen. »Du hast natürlich vorhin den Zugführer beschwindelt, als du so tatest, als ob du dich in der Nummer der Kabine geirrt hättest. Du hast es doch auf den Mann von Nr. 6 abgesehen, auf den Herrn Chefingenieur.«

»Ganz recht. Ich weiß jetzt, dass dieser Ingenieur Albström derjenige ist, der mit der Kastanienbraunen von Tisch zu Tisch telegrafierte. Ich kannte seinen Namen und stand noch nicht, als die Bremsen kreischten und wir nach Nr. 9 liefen. Der Herr wird kaum mein Freund werden. Er ist an dem Mord des Advokaten beteiligt.«

»Und woher weißt du den Namen der Frau?«

Er lächelte eigenartig. »Von ihr selbst, lieber Schraut. Als

du im Speisewagen noch die Zeitungen studierst, sprach ich Miss Doogston im Gang des Küchenwagens an, erklärte, sie zu kennen, nannte sie Miss Balmer, erreichte so, dass wir in eine Unterhaltung kamen. Plumper Trick, aber er gelang. Noch mehr gelang. Ich merkte, dass diese Miss Doogston aus der Nähe gesehen gar nicht mehr so sehr jung wirkte. Ich schätze ihr Alter auf über dreißig. Wichtiger war mir, dass ich noch feststellte, eine fein gebildete Dame von sicheren Umgangsformen vor mir zu haben, und zwar keine Engländerin! Jedenfalls keine geborene Britin. Sie dürfte eher aus Dänemark, Schweden oder da woher stammen. Ihre Augenfarbe ist jenes ausgesprochene, reine Graublau, wie man es nur bei den Nordländerinnen findet. Schließlich sagte mir noch meine Menschenkenntnis dieser Frau gegenüber, dass sie ohne Frage ein großes Herzeleid heimlich mit sich herumträgt. Wenn ich vorhin trotzdem von ihr als der mutmaßlichen Mörderin sprach, so ist dies nur deshalb geschehen, um mit ihr dadurch vielleicht noch näher in Berührung zu kommen, denn hinsichtlich ihrer Person ist in mir inzwischen eine ganz besondere Vermutung aufgestiegen, über die ich jedoch zunächst noch schweigen möchte. All das schwebt noch recht haltlos in der Luft. Sie kann das Verbrechen auch begangen haben – kann! Es gibt bei dieser Sache so unendlich viel Widersprüche. Gäbe es die nicht, würde ja auch Harald Harst jetzt nicht fest entschlossen sein, diese Widersprüche aufzuklären.« Er lächelte wieder so eigenartig und fügte hinzu: »Gehen wir zu Bett, mein Alter. Morgen Vormittag noch vor der Ankunft in Amritsar werden wir uns die Geschichte mal bei Tageslicht anschauen – die Leiche, die Kabine Nr. 9 und den Chefsingenieur. Eine Frage noch: Hältst du es für wahrscheinlich, dass diese Miss

Doogston mitten in einem meilenweiten Urwald – denn dort wurde die Notleine von dem Kabinennachbarn des Advokaten gezogen – allein den Zug verlassen hat, um zu Fuß weiter zu flüchten?«

Ich sah ihn überrascht an. »Du argwöhnst, dass sie sich noch im Zug befindet!«, meinte ich schnell.

Er gähnte. »Gute Nacht, mein Alter ...«

Das war seine Antwort auf meine Bemerkung.

3. Kapitel

Als Gast Albstroms

Ich lag noch eine Weile wach in dem wieder verdunkelten Abteil unter meinem Moskitonetz. Ich hatte genug Stoff zum Denken. Ganz besonders war es das merkwürdige Löschblatt, das mir nicht aus dem Sinn wollte. Harst hielt es für eine Kartenskizze. Diese Annahme erschien mir recht gewagt, denn ich hatte auf der beklecktesten schwarzen Fläche nichts entdecken können, was an eine absichtlich hergestellte Zeichnung erinnerte. Ich schlief ein. In meinen Träumen spielten der Ermordete und Miss Lizabet Doogston eine große Rolle. Als ich erwachte, schimmerte das Tageslicht durch die Fenstervorhänge. Ich erhob mich, zog die Vorhänge zurück, schaute nach Harsts Bett hin.

Es war leer. Aber auf dem Kissen lag ein Blatt Papier. Darauf hatte mein Freund mit Bleistift geschrieben:

Hole morgen Mittag 12 Uhr von der Post in Amritsar einen postlagernden Brief unter Chiffre M S 100 ab. Gruß – Wiederse-

hen - H.

Was bedeutete das? Das sah doch ganz so aus, als ob Harst den Zug verlassen hätte?

Sein Koffer war noch da. Nur sein Gummimantel fehlte. Ich sah nach der Uhr. Es war halb 10. Ich kleidete mich schnell an und suchte den Zugführer auf. Der Mann konnte mir auch nicht sagen, wo Harst geblieben.

»Der Zug hat inzwischen nicht mehr gehalten, Master«, meinte er. »Vielleicht sitzt Ihr Freund im Speisewagen.«

Dass dies nicht der Fall, hatte ich schon festgestellt. Wo also war Harst? Nichts gab mir darauf Antwort.

Ich fragte den Zugführer, ob Harst sich denn noch irgendwie um die Aufklärung des Mordes bemüht hätte.

»Nein, Master. Gar nicht! Leider ...« Der Beamte tat ein wenig gekränkt.

Ich ging in recht schlechter Laune in den Speisewagen. Ich zuckte unwillkürlich leicht zusammen, als ich rechts am Fenster Miss Doogston nun bemerkte, die an ihrem Tischchen soeben ein Ei köpfte.

Miss Doogston ... die Mörderin! ... Mörderin? Unsinn! Harst hatte sicher niemals ernstlich gegen sie Verdacht gehegt. Das war nun meine feste Überzeugung. Leider hat er die vermaledeite Angewohnheit, mich niemals ganz in seine Schachzüge einzuweißen. Auch hier hatte er fraglos wieder mit mir so etwas Verstecken gespielt.

Sehr bald erschien dann auch der breitschultrige Riese von Chefingenieur. Inzwischen waren alle Plätze bis auf den zweiten Stuhl an meinem Tisch besetzt worden. Albström setzte sich also zu mir. Bald kamen wir ins Gespräch. Ich hatte auch in Kurzem das bestimmte Gefühl, dass er wüsste,

wen er vor sich hatte – eben Harald Harsts Privatsekretär und Freund. Unsere Unterhaltung drehte sich in der Hauptsache um Amritsar. Ich gab zu, die Stadt nicht zu kennen. Er empfahl mir das Hotel *Edward Albert-Hof*, schilderte mir Amritsars Sehenswürdigkeiten, den heiligen Teich und auch den berühmten Darbar Sahib-Tempel, das größte Heiligtum der Sikh, jener Religionssekte, deren Bekenner gleichzeitig einen besonderen Volksstamm bilden. Albström gab sich Mühe, recht zwanglos zu erscheinen. Er war aber offenbar nicht daran gewöhnt, so ein wenig zu schauspielern. Nach einiger Zeit stellte er sich mir vor.

»Sie gestatten: Ingenieur Albström ...«

Ich erhob mich gleichfalls halb und nannte meinen Namen – meinen richtigen Namen! Wir reisten diesmal nicht inkognito.

Albström spielte sehr schlecht den Überraschten. »Schraut? Schraut? Sie sind Ihrem Englisch nach Deutscher. Etwa der Privatsekretär des vielgenannten Amateurdetektivs Harald Harst?«

Ich nickte. »Ja, Master Albström. Ich bitte Sie aber, dies nicht gerade hier im Zug oder in Amritsar zu verbreiten. Wir, Harst und ich, haben allen Grund ...«

»Ich weiß Bescheid«, unterbrach er mich leise und mit einem vertraulich sein sollenden Lächeln, das aber seltsam verzerrt aussah. »Sie verfolgen den Verbrecher Warbatty. Alle Zeitungen sind davon voll. Die Reporter behaupten – wenigstens las ich's gestern in der *Gwalior-Post* –, dass Warbatty hier in Indien noch mehr von seinen frechen Streichen vorhabe. Sollte er etwa den neuesten in Amritsar planen? Sie sind doch dorthin unterwegs, Master Schraut?«

Oho – aushorchen wollte er mich! Das sollte ihm vorbeige-

lingen! Gewiss; er vermutete ja das richtige. Wir hofften Warbatty in Amritsar zu stellen. Aber wissen durfte das niemand! In Gwalior hatte Harst jedem, der es hören wollte, erzählt, er habe Warbattys Spur verloren und beabsichtige daher, zunächst sich das Pandschab-Gebiet anzusehen.

Ich schüttelte also den Kopf und erklärte, Warbatty sei uns vorläufig entwischt. »Es kann vielleicht Wochen dauern, bevor wir ihn wieder irgendwo aufstöbern. Jedenfalls reisen wir jetzt lediglich zu unserem Vergnügen.«

Ich fühlte das Misstrauen in Albströms Blick. Dieser Mann kam mir immer verdächtiger vor. Unser Gespräch lenkte wieder in harmlosere Bahnen ein. Als wir uns trennten, hatte ich ihm versprochen, ihn in Amritsar zu besuchen, wusste nun auch, dass er aus Stockholm gebürtig und seit zehn Jahren in Indien war.

Anderthalb Stunden später befand ich mich im *Edward Albert-Hof*, einem modernen Prachtbau. Bevor ich den Bahnhof in einer Rikscha verlassen hatte, musste ich mich noch dem Polizeiinspektor von Amritsar gegenüber legitimieren, der merkwürdigerweise nichts über Harsts Verbleib fragte, was mir sehr auffiel.

Nachdem ich im Hotel gebadet, gefrühstückt und die größte Tageshitze bis sechs Uhr nachmittags verschlafen hatte, fuhr ich zu dem heiligen Teich hinaus, in dessen Mitte sich der berühmte Tempel Darbar Sahib erhebt.

Amritsar heißt *Teich der Unsterblichkeit*. Nun, die wunderbare Schönheit des Darbar-Tempels mit seiner vergoldeten Kuppel wird Jahrhunderte überdauern und wirklich unsterblich bleiben. Der Teich ist im Jahre 1581 künstlich geschaffen worden, hat einen Umfang von 4000 Meter und bedeutet den Sikh dasselbe wie den Hindu der heilige Ganges:

Ein Bad in der trüben Flut gibt Anwartschaft auf den fantastischen Sikh-Himmel.

In einem zierlichen Boot ruderte mich ein Sikhpriester zum Tempel hinüber. In der Haupthalle wird der Granth, das Religionsbuch der Sikh, in einem mit Diamanten verzierten Kästchen aufbewahrt, dessen Wert man auf sieben Millionen schätzt. Zum Schutz dieses Schreines sind besondere Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Jeder Fremde wird misstrauisch von einigen fünfzig Priesteraugen beobachtet. Trotzdem ist, wie mir ein Fremdenführer erzählte, schon zweimal der Versuch gemacht worden, den Schrein zu rauben. Über den Tempel und den heiligen Teich ließen sich Seiten schreiben. Jedenfalls machte das Heiligtum auf mich einen Eindruck wie bisher nichts in dem Zauberland Indien. Peterskirche in Rom, der Dom in Berlin, was bedeuten diese Bauwerke gegenüber der sinnverwirrenden Schönheit des ganz aus Marmor ausgeführten Darbar Sahib!

Nach einer Rundfahrt durch die Stadt kam ich gerade noch zum Abendessen ins Hotel zurück. In der Vorhalle erwartete mich Master Albström. Wir speisten zusammen an einem kleinen Tisch. Sehr bald rückte er dann mit seiner Einladung heraus: Er bat mich, in seinem Bungalow sein Gast zu sein.

»Ich bin Junggeselle, Master Schraut. Sie haben es bei mir weit behaglicher als hier im Hotel ...«

Mein Argwohn gegen ihn wurde stärker. Sollte ich mich in sein Haus hineinwagen? Es kam mir vor, als beträte ich dann die Höhle des Löwen.

Trotzdem nahm ich dankend an. Ich ahnte, dass ich dort nicht lediglich Gast sein würde.

Es war zehn Uhr abends, als Albströms eleganter Ponywagen uns in das Europäer-Viertel brachte. Des Chefindingenieurs

geräumiger Bungalow lag inmitten eines hügeligen Parkes unweit eines Nebenflüsschens des Rawi (Amritsar liegt zwischen Rawi und Bias). Die Nacht war mondhell. Wir saßen noch eine Stunde auf der um das Haus herumlaufenden Veranda zum Flüsschen zu, dessen Wasser zwischen den Büschen hindurchschimmerte. Albström brachte das Gespräch sehr bald auf Harst, fragte, wo er sich nun aufhalte und meinte, er hege die größte Hochachtung vor meines Freundes genialen Fähigkeiten.

Ich erwiderte ihm, ich dürfe leider nicht über Harsts Verbleib sprechen; er müsse schon entschuldigen, ich sei ja nur dessen Privatsekretär und nicht befugt, ohne Harsts Einwilligung Aufschluss über Dinge zu geben, die dessen Person betrafen.

Albström schwieg eine Weile. Über unseren Köpfen hing eine elektrische Lampe in Form einer chinesischen Laterne, deren farbiges Licht kaum bis zum Holzgeländer der Veranda reichte. Dass Harst und ich bei unserem Kampf gegen Warbatty dauernd in Lebensgefahr schwebten, ist bekannt. Auch nun, wo Harst sich von mir getrennt hatte, ließ ich in nichts jene Vorsicht außer Acht, die mir inzwischen zur zweiten Natur geworden war. Auge, Ohr und Verstand lagen sozusagen beständig auf der Lauer, ganz besonders hier in Albströms Haus.

Plötzlich vernahm ich irgendwoher ein wimmerndes Schluchzen. Ich lauschte gespannt. Eine Frau weinte in fassungslosem Schmerz. Gerade bei der feierlichen nächtlichen Stille ringsum wirkte dieses Weinen seltsam nervenaufreizend und peinigend. Ich schaute zu Albström hinüber. Mir schien, dass er sehr rot und verlegen geworden. Nun sprang er auf.

»Entschuldigen Sie, Master Schraut«, hastete er hervor. Er wollte die Veranda verlassen.

Da – ein gellender Schrei aus einer Frauenkehle! Und gerade über uns war er erklungen.

Albström taumelte zurück, umfasste krampfhaft die Lehne eines Korbsessels, stierte zum Glasdach der Veranda empor. Dann raffte er sich auf, stotterte: »Es ... kann ... nur ... einer Dienerin etwas zugestoßen sein ...«

Er eilte ins Haus, wo ich ihn die Treppe hinaufstürmen hörte. Er musste die Stufen mit bangen Sätzen hinaufgeeilt sein.

Ich hatte mich noch nicht von meinem Schreck über diesen furchtbaren Schrei erholt, als dicht vor mir an einem der eisernen Pfeiler, die das Dach trugen, eine menschliche Gestalt hinabglitt; ein zerlumpfter, bärtiger Hindu mit schmierigem Turban.

Im Nu hatte ich den Revolver in der Hand, hob den bewaffneten Arm.

Der Hindu jedoch, der nun halb nach außen an der Brüstung hing, flüsterte mir zu, flüsterte in tadellosem Deutsch: »Schieß hinter mir her, schlage Lärm! Auf Wiedersehen!«

Er ließ sich in den Garten hinabfallen.

Harst – Harst! Es wurde mir schwer, die Erstarrung sofort wieder abzuschütteln. Dann brüllte ich aufspringend: »Halt! Steh oder ich schieße!«

Harst verschwand dem Flüsschen zu in den Gartenwegen. Und ich feuerte dreimal in die Luft, brüllte abermals: »Master Albström – hierher! Ein Dieb – ein Dieb!«

Zwei eingeborene Diener eilten herbei. Gleich darauf kam der Ingenieur zurück. Wir durchsuchten den Park, fanden

natürlich nichts.

Der gute Albström erzählte mir, ein Eingeborener habe versucht, oben in ein Zimmer einzusteigen.

»Schade, dass ich vorbeigeschossen habe!«, meinte ich.
»Sehr schade. Der Halunke war aber flink wie ein Wiesel!«

Albström war nun recht zerstreut. Ich merkte, auch er glaubte nicht recht an einen Dieb und zermarterte sich nun den Kopf, wer dieser Hindu wohl gewesen sein könnte. Bald darauf ging ich auf mein Zimmer und sagte Albström, der mich begleitet hatte, gute Nacht.

Als ich dann meinen Koffer öffnete, um mein Nachtzeug herauszunehmen, lag obenauf ein neuer Zettel von Harsts Hand - eilig gekritzelt, nur auf einem Stück von einer Zeitung: *Unternimm nichts allein! H.*

Harst war also hier im Zimmer gewesen! Und abermals hatte ich nun zu viel Stoff zum Denken, um sofort einschlafen zu können. Meine Gedanken waren ein Stockwerk höher bei der Frau, die vorhin so gellend aufgeschrien hatte. Eine Dienerin? Niemals! Ich ahnte, wer es war: Miss Doogston! Denn ich hatte ja am Nachmittag mich ganz unauffällig nach ihrem Verbleib erkundigt und leicht herausgebracht, dass sie am Bahnhof von einem Mietauto erwartet worden und ungehindert von der Polizei davongefahren war. Wohin, das wusste niemand.

Ungehindert! Das war mir gleich aufgefallen. Ungehindert, obwohl doch Harst sie dem Zugführer gegenüber verdächtigt hatte.

Wie ich mir dies nun alles in Ruhe klar machte, lichtetete sich das Dunkel etwas. Ich durchschaute die Ereignisse: Harst war im Einverständnis mit dem Zugführer aus dem Zug scheinbar verschwunden und hatte dem Beamten fraglos ge-

naue Anweisungen gegeben, darunter auch die, dass Miss Doogston nicht belästigt werden sollte.

Dass ich in diesem Punkt richtig kombiniert hatte, bestätigte Harst mir sehr bald.

4. Kapitel

Die beiden Verschleierte

Die Nacht verlief ruhig. Ich schlief gut. Am Morgen frühstückte ich mit Albström wieder auf der Veranda. Er sah übernächtigt aus und war in sehr gedrückter Stimmung. Er fuhr dann in sein Büro, während ich nach einer halben Stunde zu Fuß in die Stadt schlenderte. In der Nähe des Polizeigebäudes drängte sich ein Eingeborener an mich heran, flüsterte mir zu: »Den Brief nicht vergessen ...« Und ging weiter.

Erst hatte ich geglaubt, es wäre Harst gewesen. Doch der Eingeborene war gut einen Kopf zu groß. Also nur ein Bote Harsts.

Kein Wunder, dass ich nun auf den Inhalt des postlagernden Schreibens M S 100 noch gespannter war. Pünktlich um 12 war ich im Postamt, das mit seinen modernen Einrichtungen ebenso gut in Berlin hätte stehen können. Es gab hier sechs Schalterfenster. Das Letzte war das für postlagernde Sendungen. Der Verkehr um diese Stunde war überaus lebhaft. Amritsar mit seinen 163.000 Einwohnern ist ja eine blühende Handelsstadt. Ich hatte etwa sechs Leute vor mir. Von Hast und Eile merkte man nichts. Alles wickelte sich recht gemütlich ab. So konnte ich mir denn das zumeist aus Eingeborenen bestehende Publikum in Ruhe ansehen. Europäer

waren nur spärlich vertreten. Als die Reihe an mich kam, als ich nun von dem Beamten meinen Brief M S 100 erbat, als ich diesem Beamten, einem hellbraunen, älteren Hindu, ins Gesicht schaute, da fuhr ich leicht zurück.

Denn ich hatte meinen Harald Harst vor mir, Harst mit einer großen Stahlbrille auf der Nase, den nur ich in dieser Maske wiedererkannte.

Er reichte mir den Brief, murmelte etwas dabei. Wie ein Hauch erreichten die Worte mein Ohr: »Sofort hier lesen!«

Ich stellte mich daher auch in der Nähe in eine der Schreibnischen, riss den Umschlag auf, zog den Bogen heraus. Harsts Handschrift. Und der Inhalt:

Bleibe im Schalterraum. Beobachte meinen Schalter. Sobald ich aufstehe, die Brille abnehme und mich ohne Brille wieder niedersetze, folgst du der Person, die dann von mir etwas ausgehändigt erhält. Du wirst recht weit hinter der Person bleiben, denn sie wird noch von einer anderen im Auge behalten werden, auf die es mir hauptsächlich ankommt. Sobald du diese zweite Person herausgefunden hast, stellst du fest, wo sie bleibt. Betritt sie ein Haus, so warte in der Nähe. Ich werde hoffentlich rechtzeitig zur Stelle sein. H.

Diese Anweisungen waren klar und einfach. Kurz vor ein Uhr bemerkte ich eine tief verschleierte Mohammedanerin, die Harst einen Zettel hinschob. Ob jung oder alt, war nicht zu erkennen. Ihre weiten Gewänder umgaben sie derart, dass lediglich festzustellen war, sie müsse sehr klein sein. Und nun stand Harst auf, nahm die Brille ab, setzte sich wieder.

Die Verschleierte erhielt ihren Brief und schritt langsam

dem Ausgang zu. Ich wartete, bis die Pendeltür hinter ihr zufiel und bis dann eine zweite, ebenfalls dicht verhüllte Eingeborene dieselbe Tür passiert hatte. Sehr bald hatte ich heraus, dass diese zweite Frau der ersten folgte. So bewegten wir uns nun zu dritt in Abständen von dreißig Metern durch die belebteren Straßen, gelangten ins Eingeborenenviertel und schließlich in einem Hindutempel dicht am Ufer des Rawi. Der Tempel war halb verfallen, aber recht ausgedehnt. Da am Eingang der Umfassungsmauer kein Priester Wache hielt, gehörte er zweifellos zu den zum Gottesdienst nicht mehr benutzten.

Hier nun verlor ich die beiden Frauen aus den Augen, da um das Hauptgebäude eine Anzahl von Höfen mit verschiedenen Pforten lag. Während ich nun ärgerlich und übereifrig bald hierhin, bald dorthin lief, stürmte der Polizeiinspektor von Amritsar mit vier Unterbeamten an mir vorüber. Kaum waren sie zum Fluss hin verschwunden, als auch Harst auftauchte; Harst als Postbeamter.

»Der verd... Esel!«, fluchte Harst atemlos und so ergrimmt, wie ich ihn selten gesehen habe. »Komm, retten wir, was noch zu retten ist ...«

Wir liefen hinter den Polizeileuten her. Um den Tempel herum hörten wir plötzlich vom Fluss her zwei bis vier Schüsse, rasten weiter, fanden eine Pforte, die auf einen Bootssteg mündete, sahen auf dem hölzernen Steg den Inspektor mit seinen Beamten, sahen mitten auf dem Strom zwei kleine Nachen und in jedem eine der verschleierten Frauen.

Harst rannte auf den Inspektor zu. Ich durfte mich nicht zeigen.

»Master Blunk«, fuhr er diesen grob an, »es ist geradezu hinterlistig von Ihnen, mir in so plumper Weise ins Hand-

werk zu pfuschen. Sie haben nun alles verdorben – alles!« Er war so empört, dass er förmlich brüllte. »Folgen Sie mir jetzt. Wir wollen uns nicht noch mehr blamieren«, fügte er ruhiger hinzu. Derartige Erregungszustände dauerten stets nur Sekunden bei ihm.

Sie traten durch die Mauerpforte wieder ein. Hier nun nahm Harst den Inspektor abermals ins Gebet.

»Weshalb hielten Sie unsere Vereinbarung nicht ein, Master Blunk?«, meinte er sehr ungnädig. »Sie hatten mir versprochen, sich nicht einzumischen.«

Blunk war recht verlegen. Er schickte erst seine Leute weg und sagte dann: »Entschuldigen Sie nur, Master Harst. Ich gebe zu: Ich habe die Geschichte verdorben. Aber Sie können es mir schließlich nicht verargen, dass ich ehrgeizig war und diesen Schurken selbst dingfest machen wollte.«

Harst lachte ärgerlich auf. »So, nun können Sie versuchen, ihn einzufangen. Wird Ihnen schwer fallen. Wir sind verschiedene Leute, Master Blunk.«

Er fasste mich unter und zog mich fort. Der Inspektor machte gar nicht den Versuch, Harst zu versöhnen.

Wir betraten dann den Tempel und setzten uns in der Nähe des Eingangs in einen Seitenanbau, dessen Fenster zum nahen Fluss hinausgingen.

Harst hatte zuerst noch eine Weile durch eins der Fenster zum Strom hinübergespäht, hatte wie befriedigt genickt und sagte nun zu mir, indem er mir die Hand hinstreckte: »Lieber Alter, dieser Blunk hätte tatsächlich die Karre völlig festfahren können. Ich hoffe jetzt jedoch wieder, dass es nicht geschehen ist. Die Wettfahrt der beiden Nachen drüben auf dem Fluss dürfte nämlich für die Verschleierte Nummer 2 ungünstig enden, und dich dürfte dieselbe Verschleierte

nicht bemerkt haben. Unter diesen Umständen werden wir doch gewinnen, obwohl die Partie bereits für uns sehr schlecht stand.«

Ich begriff von alledem nichts – nichts, und ich sagte das Harst auch ohne Scheu.

»Durchaus verständlich, dass Du nichts begreifst«, meinte er.

Ich fiel ihm ins Wort. »Nur dass Warbatty die Kleinere der beiden Mohammedanerinnen gewesen sein dürfte, muss ich nach der einen Äußerung Blunks annehmen.«

»Ganz recht. Es war unser alter Freund Cecil!« Er suchte nach seinem Zigarettenetui, bot mir eine Zigarette an und fuhr nach den ersten Zügen fort: »Die Löschblattgeschichte ist verwickelter, als ich je geglaubt habe, mein Alter. Ich will dir kurz so einiges mitteilen, wodurch du die Sachlage dann besser übersehen kannst. Zunächst mein Verschwinden aus dem Zug. Das kam so. Als ich nicht gleich einschlafen konnte und mir das, was wir von der Ermordung des Advokaten Stelton wussten, nochmals durch den Kopf gehen ließ, als ich dabei an Cecil Warbattys geringe Körpergröße und die uns schon einmal aufgestoßene Zierlichkeit seiner Füße dachte, indem ich mir die Spur aus der Oberhemdbrust vergegenwärtigte, da hätte ich mir am liebsten vor die Stirn geschlagen! Uns war bekannt, dass Warbatty in Amritsar etwas plante. Könnte dieser neue Streich nun nicht auch für die Bahnstrecke nach Amritsar vorbereitet gewesen sein, fragte ich mich. Warum nicht? Könnte weiter nicht vielleicht Freund Cecil sich im Zug in der Verkleidung einer Frau befinden? Ihm ist jede Maske möglich – jede! Diese Erwägungen genügten zu dem Entschluss, ganz leise mein Lager zu verlassen, mich ebenso leise anzukleiden und den Zugfüh-

rer im Postwagen vorn aufzusuchen. Er holte mir die Schaffner und auch die Kellner des Speisewagens herbei. Doch keinem von diesen Leuten war etwas aufgefallen an einem oder einer Reisenden, das auf eine Verkleidung hingedeutet hätte – nichts. Es blieb mir also nichts übrig, als mich in einen Zugbeamten zu verwandeln und morgens in Begleitung des Zugführers eine Revision sämtlicher Abteile vorzunehmen, wozu uns der Mord an Stelton ja genug Anlass gab. Ich entdeckte Warbatty nicht. Aber ich stellte etwas anderes fest: Miss Doogston hielt sich in dem Abteil des Chefingenieurs Albström auf! Auf unser Klopfen an die Tür wollte Albström zunächst nicht öffnen. Der Zugführer erklärte jedoch, er käme gleichzeitig in seiner Eigenschaft als Polizeibeamter der Bahn. Albström war überaus verlegen. Miss Doogston saß an dem Tischchen am Fenster mit tief herabgezogenem Schleier. »Die Dame ist eine Verwandte von mir«, erklärte der Ingenieur. Das war jedenfalls eine große Überraschung für mich, dieses Auftauchen der anscheinend Flüchtigen bei Albström, mein lieber Schraut, eine nie geahnte Überraschung. Ich sah die Dinge plötzlich mit anderen Augen an – ganz anderen.«

Ein geheimnisvolles Lächeln umspielte Harsts Mund. Das Lächeln machte jedoch ebenso schnell einem ernsten, fast schmerzlichen Ausdruck Platz. Er seufzte sogar leicht auf und fuhr dann fort: »Auf meine Veranlassung ließ man Miss Doogston dann in Amritsar unbehelligt im Auto davonfahren. Es war nicht schwer, die Spur des Kraftwagens bis zu Albströms Bungalow zu verfolgen. Desto genauer wurden aber die anderen Passagiere auf dem Bahnhof aufs Korn genommen, auch du, mein Alter. Warbatty freilich entdeckten wir auch jetzt nicht.«

Er fasste in die Tasche und holte einen zerknitterten Brief hervor. »Dieses Schreiben bekam ich gleichzeitig mit dem ungeschliffenen Edelstein in einer Falte der Aktentasche Steltons zu packen«, erklärte er weiter. »Dem Mörder, der es sehr eilig hatte, die Tasche auszuräumen, ist es entgangen, genau wie der eine Stein. Ich werde es dir vorlesen. Die Maschinenschrift verrät nichts. Die Unterschrift ist vielsagend. Es lautet also:

Herrn Rechtsanwalt Stelton, Lahore. Wir wissen genau, dass Sie in Ihrer Eigenschaft als Notar seiner Zeit den Vertrag über die sogenannte Mikarisa-Diamantmine für den Verkäufer aufgesetzt und so erfahren haben, wo die Fundstelle zu suchen ist. Sie sind dann angeblich nach Kalkutta gereist, haben jedoch in Wahrheit in aller Stille das ausgetrocknete Flussbett des Mikarisa durchwühlt und gerade die wertvollsten Edelsteine an sich genommen. Ich habe meine Verbündeten überall. Ich lasse Sie ständig beobachten. Wenn Sie nicht gehorchen, sind Sie ein verllorener Mann. Eine Anzeige an die Polizei genügt! Sie werden also die Edelsteine mit uns teilen, das heißt, Sie dürfen ein Drittel davon behalten. Kommen Sie bald nach Gwalior und bringen Sie die Steine mit. Ich werde mich Ihnen gegenüber durch das Stichwort Mikarisa-Vertrag ausweisen. Ein nicht zu Unrecht Berühmter.

Harst blickte mich an. »Diese Unterschrift entspricht durchaus Warbattys Eitelkeit. Und dieser Brief hat ja auch mit dazu beigetragen, meinen Verdacht auf ihn zu lenken. So, nun weißt du fürs Erste genug. Ich werde nun versuchen, Warbatty eine Falle zu stellen. Ich tue es nicht gern.« Abermals seufzte er leise. »Nein, dieser Kampf ist mir jetzt fast

zuwider. Miss Doogston tut mir so unendlich leid.«

»Miss Doogston?«, meinte ich kopfschüttelnd.

Er nickte nur. »Ich gehe jetzt. Auf Wiedersehen, mein Alter, vielleicht schon heute Abend in Albströms Bungalow.«

Er eilte davon und ließ mich allein wie einen Blinden, der ringsum nur tiefes Dunkel sieht. Miss Doogston bedauerte er? Und dazu noch seine trübe Miene, seine Unlust, Warbatty unschädlich zu machen?! Ich begriff abermals nichts von alledem – nichts, erkannte lediglich, dass der Mord an Stelton hier nur eine Nebenrolle spielte, erinnerte mich des seltsamen Löschblattes und fragte mich immer wieder: Was hat es wohl mit diesen Dingen zu schaffen? Ist es eine Kartenskizze der Mikarisa-Mine?

5. Kapitel

Als das Licht erlosch

Und wieder war es ein Abend wie der letzte, wieder saß ich mit Albström auf der Veranda seines behaglichen Heims und genoss alle Reize einer indischen Nacht – mit Glühwürmchen in den Sträuchern, mit dem schmetternden oder schluchzenden Schlag einer Bul-Bul, einer indischen Nachtigall, mit all dem seltsamen Drum und Dran eines Landes, in dem uns überall Geheimnisse höhnisch angrinsen, uns aufgeklärte Europäer.

Albström war einsilbig und zerstreut. Ich fühlte deutlich: Irgendeine schwere Sorge lastete auf ihm. Zuweilen schaute er mich versonnen an. Unser Gespräch quälte sich mühsam vorwärts. Er erzählte von seiner schwedischen Heimat.

Dann – ganz unvermittelt ging er auf den Mord an Stelton über. »Ob Harst wohl den Täter finden wird?«, fragte er zögernd nach einigen anderen Bemerkungen.

Nun hatte ich das bestimmte Empfinden: Dieser Albström fürchtet Harst und wünscht insgeheim, der Mörder möchte nicht entdeckt werden! Ich war daher gerade im Begriff, ihm ehrlich zu erwidern, »Sie zeigen ein Interesse für dieses Verbrechen, das mich etwas eigenartig berührt«, als vom Ufer des den Park durchströmenden Flüsschens ein wüster Lärm herüberschallte.

Albström sprang sofort auf und rief: »Ah – meine Diener scheinen nicht umsonst gewacht zu haben! Sie dürften den Kerl gefasst haben, der schon gestern Abend ...«

Weiter hörte ich nichts. Er war die Stufen der Verandatreppe hinabgeeilt. Ich blieb hinter ihm. Auf dem Hauptweg kamen uns schon drei Diener entgegen, die einen Eingeborenen gepackt hielten, der sich kaum noch wehrte. Im Licht der über dem Verandatisch hängenden Lampe sah ich dann sofort, dass es Harst nicht sein konnte. Der Eingeborene, dessen langer Bart und Riesenturban ihn als Sikh erscheinen ließen, war viel zu klein und schwächlig.

Albström begann sofort mit einem strengen Verhör. Der Farbige schwieg beharrlich. Schließlich gab der Ingenieur das Fragen auf und wollte den kleinen Menschen, dessen Augen zu Boden schauten, zur Polizei bringen lassen. Da erst kam in den Schwarzbärtigen Leben. Er hob den Blick, nickte Albström zu. Der Ingenieur trat denn auch dicht an ihn heran. Nun beugte der von den Dienern noch immer fest Umklammerte den Oberkörper vor und raunte Albström etwas zu. Was, verstand ich nicht. Aber die Wirkung war auffallend genug. Der Ingenieur prallte zurück, streckte wie ab-

wehrend die Arme aus und rief leise: »Unseliges Missgeschick!«

Ich hatte schon ein paar Sekunden vor dieser Szene auf der Treppe hinter den Dienern eine neue Gestalt bemerkt, einen Europäer in hellem Leinenanzug und Tropenhelm. Dieser Mann erschien nun im Lichtkreis der Lampe. Es war Harald Harst.

Auch Albström sah ihn nun, fuhr zusammen.

Da sagte Harst schon: »Das Haus ist von der Polizei umstellt, Master Albström. Schicken Sie Ihre Diener weg.«

Der Ingenieur winkte. Die drei Farbigen verschwanden. Harsts Rechte war nun halb erhoben, die Mündung eines Revolvers richtete sich auf den kleinen Schwarzbärtigen. »Setzen Sie sich dorthin, Warbatty!«, wandte er sich an den angeblichen Sikh. »Jeder Fluchtversuch ist aussichtslos. Bevor mein Pfiff die Beamten herbeiruft, möchte ich mit Ihnen einiges erörtern, was Sie nicht direkt angeht.« Er deutete auf einen Korbsessel hinter der breiten Seite des Tisches an der Hauswand.

Albström stand leichenblass dabei. Auch ich hielt es für gut, meinen Revolver zu ziehen. Aber Warbatty hatte sich schon mit einem Achselzucken gesetzt, entfernte nun gelassen den falschen Bart und sagte dann: »Ich durchschaue das Spiel zur Hälfte, Master Harst. Sie scheinen diesmal besonders schlau vorgegangen zu sein ...« Er lehnte sich bequem zurück, ließ die Arme auf der Lehne des Korbsessels und war wieder ganz der überlegen-ruhige, geniale Verbrecher, wie wir ihn nun schon so vielfach kennen gelernt hatten.

Harst beobachtete ihn aufmerksam und erwiderte mit einem gewissen Mitleid in der Stimme: »Sie haben einen neuen Mord auf Ihr Gewissen geladen, Warbatty. Sie sind Stel-

tons Mörder. Geben Sie das zu?«

»Ihnen gegenüber ist Leugnen zwecklos«, meinte Warbatty mit erschreckender Abgebrühtheit. »Obwohl Sie mich im Zug umsonst gesucht haben!«, fügte er lebhafter hinzu. »Ich fuhr eben als blinder Passagier in der Gerätekammer des Speisewagens mit – als Mohammedanerin.« Man merkte abermals, wie eitel dieser Mensch war, wie er sich mit seiner Schlauheit brüsten wollte.

Harst schwieg eine Weile. Dann sagte er so mild und gütig, als spräche er zu einem Schwerkranken: »Sie sind Arzt. Sie sind verheiratet. Ihre Frau liebt Sie, wie Sie selbst.«

Da schnellte Warbatty hoch. »Lassen Sie meine Frau aus dem Spiel!«, rief er ganz heiser. »Weshalb erwähnen Sie gerade jetzt ...«

Harst machte eine beschwichtigende Handbewegung, fiel ihm ins Wort: »Weshalb, Doktor Doogston? Weshalb? Weil ich klar sehen will.«

Warbatty sank in den Korbsessel zurück, deckte die Rechte über die Augen, brachte gequält heraus: »Sie ... Sie scheinen ein schlechtes Namengedächtnis zu haben! Ich heiße Cecil Warbatty bekanntlich ...«

»So nennen Sie sich in Ihrer anderen Rolle, eben als Verbrecher aus krankhaftem Trieb zum Verbrechen. In Wahrheit sind Sie Doktor Reginald Doogston.«

Albström, der neben mir saß, schlug nun aufstöhnend die Hände vor sein verstörtes Gesicht. Mir aber begann sich dieses Abenteuer im Nachtzug Gwalior –Amritsar etwas zu klären.

Warbatty hatte ironisch aufgelacht. »Mann, Sie sind ein Phantast!«, rief er Harst zu. »Reginald Doogston? Ich habe diesen Namen noch nie ...«

Abermals unterbrach Harst ihn. »Ich werde Ihnen beweisen, dass Sie mich soeben belügen wollten. Der Mord an dem Advokaten wäre Ihrerseits wohl unterblieben, wenn Sie geahnt hätten, dass Ihre Gattin, die jetzt, was Ihre häufigen Reisen anging, Verdacht geschöpft hatte und die wahrscheinlich infolge der Zeitungsnachrichten über Cecil Warbatty und seinen fehlenden linken Zeigefinger von der Angst gepackt war, Sie könnten dieser Massenmörder sein, sich bereits in Gwalior befand, als Sie den neuen Streich gegen Stelton zur Ausführung bringen wollten. Sie ist Ihnen nachgereist. Als ich im Nachtzug Zeuge wurde, wie im Speisewagen zwischen ihr und Master Albström insgeheim allerlei Zeichen ausgetauscht wurden, da ahnte ich noch nichts von alledem, was nun ans Tageslicht gekommen war. Selbst als ich dieser Miss Doogston dann, als sie eingeschlafen war, aus ihrer Kabine ein Löschblatt gestohlen hatte, dem sie eine sehr verdächtige Beachtung schenkte, und selbst nach der Ermordung Steltons tappte ich noch völlig im Dunkeln, was diese Frau anbetraf, bis mir dann gestern hier in Amritsar beim nochmaligen Betrachten des herausgebrannten Löschblattstücks klar wurde, dass dieses nichts anderes sein konnte als eine Zeichnung Amritsars und seiner nächsten Umgebung aus der Vogelperspektive – seine Skizze, auf der an der linken Seite ein längliches kleines Viereck ein Haus in einem Park vorstellen sollte – diesen Bungalow des Ingenieurs Albström! Und über diesem Viereck stand ein ebenso verschwommenes Datum – die Zeitangabe der jetzigen Woche! Als ich dies herausgefunden und weiter dann festgestellt hatte, dass Miss Doogston hier bei Albström Wohnung bezog, in dessen Kabine sie geeilt war, nachdem sie das Fehlen des Löschblattes bemerkt hatte, als

ich schließlich noch sah, dass Master Albström meinen Freund Schraut als Gast in sein Haus nahm, natürlich um ihn, meinen Gehilfen, ständig und leichter beaufsichtigen zu können, da hatte ich allen Grund, diesem Bungalow am gestrigen Abend einen Besuch abzustatten. Da drang ich in das Zimmer von Miss Doogstons ein, stand hinter einem Fenstervorhang, als sich ihr Herzeleid in wildem Schluchzen äußerte, da trat ich plötzlich vor. Und die arme Frau schrie gellend auf, rief dann leise: ›Reginald, bist du es?‹ Ich entfloh. Man hielt mich für einen Dieb. Ich entfloh und nahm etwas mit mir: die Gewissheit, dass die Frau, die in wilder Verzweiflung wiederholt geflüstert hatte ›Mein Gott ... er ... er ein vielfacher Mörder!‹ und ein andermal wieder aufgestöhnt hatte ›Wenn er nur den Brief abholen würde, wenn ich ihn auf diese Weise zu Gesicht bekäme!‹ nur Warbattys Gattin sein könnte. Brief abholen! Das genügte mir. Sofort dachte ich an ein postlagerndes Schreiben für Warbatty. Ich verständigte mich mit dem hiesigen Polizeiinspektor. Ich wurde Beamter am Schalter für postlagernde Sendungen, der täglich nur von 12 bis 1 Uhr geöffnet ist. So gelang es mir, Warbatty außer dem von ihm geforderten Brief, der an *Doktor Reginald Doogston, Amritsar, postlagernd* adressiert war, noch einen zweiten von mir hergestellten und mit Maschine geschriebenen auszuhändigen, der ihn für heute Abend hier in den Park bestellte und lediglich mit Lizabet unterzeichnet war. Die Flucht Warbattys vor seiner Frau über den Fluss, das Eingreifen des Polizeiinspektors mit seinen Leuten und andere Nebenumstände will ich hier weglassen. Jedenfalls unterlag Warbatty dann der Versuchung, seine Frau wiederzusehen, die er in der Verkleidung als Mohammedanerin wohl für einen seiner ärgsten Widersacher –

mich – hielt. Er kam hierher, lief Albströms Dienern in die Arme! Auch hiermit hatte ich gerechnet – eben mit einer Bewachung des Parkes durch die Diener. Hätten diese ihn nicht festgenommen, dann hätte ich es später hier im Haus getan. So, Doktor Reginald Doogston alias Cecil Warbatty, leugnen Sie auch jetzt noch, dass Ingenieur Albström, der genau dieselben graublauen Augen wie Miss Doogston hat, Ihr Schwager, der Bruder Ihrer Frau ist?«

Da regte der Ingenieur sich. Seine Stimme zitterte, als er nun hastig sagte: »Master Harst, leugnen ist alledem gegenüber eine Torheit! Ja, Lizabet ist meine Schwester. Sie hat Sie seit Gwalior im Auge behalten. Sie hoffte, durch Sie auf ihren unglücklichen Gatten noch rechtzeitig aufmerksam zu werden, ihn zur Heimkehr nach Margate in England bewegen zu können. Reginald ist ein Unglücklicher, Master Harst. Er ist geistig nicht normal, kann es nicht sein! Als wir, Lizabet und ich, die mich in ihrer Angst nach Gwalior gerufen hatte, mit Ihnen und Ihrem Sekretär im selben Zug hierher fuhren, wagten wir nicht, offen miteinander zu sprechen, tauschten nur vorher vereinbarte Zeichen aus. Sie haben also richtig beobachtet. Meine Schwester teilte mir auf diese geheime Weise mit, dass sie ihren Gatten bisher im Zug nicht entdeckt habe. Ebenso stimmt Ihre Vermutung hinsichtlich des Löschblattes. Meine Schwester erhielt es vor vier Wochen aus Madras mit der Post zugeschickt. Sie kannte diese seltsamen Lebenszeichen ihres Gatten schon, der ihr so stets angab, wann und wohin sie postlagernde Briefe an ihn senden dürfe. Schon diese unglaubliche Idee, derartige Stadtpläne ihr zuzuschicken, beweist nebst vielem anderen, dass mein Schwager Reginald nicht zurechnungsfähig sein kann. Ich würde Sie daher auch ...«

In demselben Augenblick erlosch die elektrische Lampe über dem Tisch; der Tisch selbst flog mit allen darauf stehenden Sachen Harst gegen den Leib. Ich konnte nicht eingreifen. Die Dunkelheit war zu groß. Ich saß wie gelähmt da, hörte nur das Klirren der Gläser und Flaschen, hörte Albströms ärgerlichen Ausruf.

»Wie töricht!«

Dann aber Harsts ruhige Stimme: »Master Albström, Ihre Schwester dürfte uns belauscht, den Strom ausgeschaltet und ihrem Gatten so eine Flucht ermöglicht haben.«

Da glühte die Lampe wieder auf. Wenige Sekunden später erschien auf der Veranda Lizabet Doogston, trat vor Harst hin, erklärte mit fester Stimme: »Lassen Sie mich verhaften! Rufen Sie die im Garten versteckte Polizei herbei! Ich war es, die die Hauptsicherung am Schaltbrett herausnahm und so das Licht löschte.«

Harst verbeugte sich. »Das Haus ist nicht von Beamten umstellt. Das war lediglich eine kleine Notlüge von mir. Sie zu verhaften, habe ich kein Recht. Im Gegenteil, ich bemitleide Sie so sehr, dass ich fortan Ihren Gatten nicht mehr verfolgen werde. Auch ich halte ihn für geisteskrank.«

Frau Doogston griff nach Harsts Hand.

»Master Harst«, rief sie tief bewegt, »wirklich, auch Sie sind der Überzeugung, dass ...« Sie begann zu weinen.

Harst schob ihr einen Sessel hin. Sie ließ sich kraftlos hineinfallen.

Es war dies eine Szene, wie man sie so leicht nicht vergisst. Der umgestürzte Tisch. Am Boden Scherben von Gläsern, Zigaretten, Zigarren, große Lachen von eisgekühlten Getränken; dazu wir drei Männer und diese arme schluchzen-

de Frau - und im Garten Nachtigallen, die mit ihr um die Wette ein zerstörtes Eheglück bejammerten.

Harst winkte mir zu. Wir drückten Albström stumm die Hand, schlichen davon, verließen das Haus und den Park, wanderten dem Hotel *Edward Albert-Hof* zu.

»Mag die Polizei sich mit Doktor Doogston befassen, falls sie ihn findet«, sagte Harst plötzlich. »Er gehört jedenfalls in eine Heilanstalt für Gemütskranke, nicht vor den Richter. Sein verbrecherisches Genie war die Ausgeburt eines defekten Hirns; daher auch die entsetzliche Gewissenlosigkeit seiner Verbrechen.«

So sprach Harst in jener Nacht.

Dass es anders kam, dass wir trotzdem uns nochmals unserem alten Gegner an die Fersen hefteten, geschah aus ganz anderen Gründen als bisher.

